

Der „fliegende Montag“.

Aus dem Kriegstagebuch von Ehn Streubels.

Ehn Streubels, einer der bedeutendsten slawischen Dichter der Gegenwart, hat ein Kriegstagebuch geführt, aus dem die „Slawische Stern“ einige Abschnitte veröffentlicht. Einer der anziehendsten darunter ist die Schilderung des „fliegenden Montag“, des Tages der Massenflucht in Belgien, die Streubels in der Nähe von Avelghem (am Mittellaufe der Schelde) miterlebt und mit seiner gewohnten ruhigen Beobachtungsgabe aufgezeichnet hat. Am Vormittag war die graue Schlange des deutschen Heeres durch Avelghem durchgezogen; 5 Stunden hatte der Durchmarsch gedauert, und der Nachmittag erschien nun ungewöhnlich still. Streubels sah außerhalb Avelghems, als er plötzlich von Tieghem den Hügel herunter eine Menge Leute kommen sah. Ihre Anzahl vermehrte sich, plötzlich wimmelte es auf allen Wegen von Menschen, die anscheinend in regelloser Flucht begriffen waren. Da mußte etwas Wichtiges vorgefallen sein. „Ich sah, wie die Arbeiter auf dem Felde, denen von den Hüchtlingen einzelne Worte zugerufen wurden, ihr Arbeitsgerät wegwarfen und auch anfangen zu laufen. Sicherlich, da muß etwas los sein! Ich gehe hinauf und rufe ein Mädchen an, das ebenfalls die Arbeit hat liegen lassen und nach Hause läuft. Sie bleibt aber nicht stehen, sondern ruft mir zu: „Alle Männer zwischen 18 und 50 werden festgenommen und müssen mit den Deutschen in den Krieg.“ Zuerst habe ich das Gefühl, als müßte ich herzlich lachen; wer mag diesen heillosen Unsinn erfunden haben? Ich gehe wieder an mein Fenster und sehe, wie die Weibern Pferd und Pflug im Feld lassen und barfuß querfeldein davonlaufen. Immer neue Flüchtlinge kommen aus derselben Richtung und verschwinden weitwärts. Ich eile ins Dorf, um Neugierigen zu hören. Hier aber ist es am schlimmsten. Ich sehe nur heulende Frauen, die ihren Männern zusehen, daß sie nicht fliehen, und hören die Klage: „Sie nehmen jeden mit.“ Ich versuche von den Fliehenden die Wahrheit herauszubekommen, ich lasse sie aus, aber das wirkt nicht, vielmehr sieht man mich an, als ob ich wahnsinnig sei und zur Unzeit scherze. Geld und Lebensmittel werden eingepackt, häufig nimmt man Abschied, alles ist von Heulen und Jammern erfüllt; ein paar junge Frauen werden ohnmächtig, und Männer, denen vor Angst die Beine einknicken, verziehen sich in die Betten und gebärden sich, als lägen sie im Sterben.

Streubels behielt seine Ruhe und meinte, irgend etwas müsse geschehen, damit es kein Unglück gäbe; allein vergeblich suchte er der Wahrheit auf den Grund zu kommen; er traf nur fliehende Menschen, ein paar Frauen verhielten ihm, gesehen zu haben, wie gefesselte Männer davongeschleppt wurden, ein paar Männer sollten schon erschossen worden sein, kurz; die Belgier waren vom panischen Schrecken ergriffen. Streubels suchte nach Courtagen zu fahren, allein das gelang ihm nicht, und so kehrte er zurück. Jetzt waren alle wehrbaren Männer des Dorfes verschwunden! Während Streubels in voller Sicherheit in seinem Hause saß, hieß es im Dorfe — wie er später erfuhr —, Soldaten hätten ihn abgeholt; bis spät in den Abend hielt die Flucht an, bis plötzlich der Mauthaus eintrat: einem der Dorfbewohner war es gelungen, nach Avelghem zu fahren und Auskunft zu holen. Es war übrigens ganz einfach gewesen, denn die Mauthaus an dem Eisenbahnübergang, wegen derer die anderen Dorfbewohner sich in dieser Richtung nicht weiter getraut hatten, hatten den einen „Waghals“ ruhig durchgelassen, und er konnte nun erzählen, daß hinter dem unfähigen Gerächte nichts stecke.

Die deutschen Soldaten selbst freilich waren dagegen auch machtlos; wenn sie den Flüchtlingen zuriefen oder zuwinkten, doch sie zurückkommen sollten, liefen sie nur noch schneller. Niemand war von der Zivilbevölkerung mitgenommen, dagegen hatten die Deutschen drei betrunkene Pöbelarbeiter, die sie angepöbeln hatten, festgenommen, damit sie ihren Kaufschlaf schlafen sollten. Den Dorfbewohnern fiel ein Stein vom Herzen; abends versammelten man sich vor dem Gemeindefaule, d. h. soweit man wieder da war. Die Flüchtlinge tauchten nämlich zum Teil plötzlich wieder auf, wie die Kaulwürmer aus der Erde, jedoch erst, als es dunkel geworden war. Man schickte Boten aus, um die anderen Flüchtlinge zu holen, die in Wäldern und Feldern steckten. Die meisten von diesen kamen allerdings nicht, sondern zogen es vor, in ihren Verstecken zu bleiben. Die ausgeschildeten Boten erzählten: es wimmelte überall von den Flüchtlingen, allein man hörte auch nicht einen Schrei von ihnen. So ruhig hielten sie sich. Sie sahen in Gräben und Wasserleitungen, wo die Ratten über sie weg liefen; ein Bauer — so wurde festgestellt — hatte sich in einen Strohbündel einwickeln lassen, ein vornehmer Herr war in einen Kissen-

haufen gekrochen, und so hatte man weiblich zu lachen! Mit ihrem Sinn für Humor tauchten die Slawländer die Ereignisse der Massenflucht an diesem Tage den „fliegenden Montag“, und wenn die Schreckensfiguren, die sich bei dieser Massenflucht, bei der man auch um gute Verstecke mit einander kämpfte, anstatt sich gegenseitig behilflich zu sein, der Vergessenheit anheimgefallen sein werden, wird man den „fliegenden Montag“ wohl nur noch im heiteren Lichte sehen.

„Mit den Türken gegen Rußland“.

Der Sanitätsdienst, dieses soäter wichtigste Amt, das die Bärkeitschmerzen eines Krieges wenigstens etwas zu mildern vermag, war in früheren Zeiten nur in einer sehr lächerlichen Form oder überhaupt nicht vorhanden. Die „Feldärzte“ des 16., 17. und 18. Jahrhunderts werden im allgemeinen mehr geschadet als genutzt haben. Und auch in den Napoleonischen Kriegen war der Soldat, wenn er im Kampfe für ihm meist fremde Ziele verwundet wurde, in der Hauptsache wohl auf seine „gute Natur“ angewiesen. Von einem Sanitätsdienst im heutigen Sinne ist erst seit dem Kriege 1870/71 die Rede. In weniger zivilisierten Ländern war es damit auch später noch sehr böse bestellt. So enthält das Studium des Türkisch-Russischen Krieges 1877/78 geradezu entlegene Zustände der Kranken- und Verwundetenpflege. Da die Florie nur über eine ganz unbedeutende Anzahl wissenschaftlich ausgebildeter Ärzte verfügte, so sah sie sich genötigt, aus aller Herren Länder in Europa Medizinleute anzuwerben. Man kann sich vorstellen, was für ärztliche Größen sich zum Teil da zum Solde der Moslems drängten. Selbst die besten und wissenschaftlich Tüchtigsten unter ihnen zeigten eine starke Verwandtschaft mit dem Abenteuererum, das sich, heute wie ehemals, überall da einfindet, wo etwas los ist in der Welt.

Soß da zum Beispiel ein geborener Australier, der sich in England den medizinischen Doktorgrad erworben und sich dann in Frankreich, Deutschland, Desterreich und Italien herumgetrieben hatte, wieder einmal ohne einen Groschen in einer italienischen Kneipe. Da fällt sein Blick auf eine Offerte in der „Times“, nach der die türkische Regierung Militärärzte sucht. Selbsteignung pumpt sich der Dr. med. Khan von einem spanischen Kollegen auf eine etwas dunkle Art die nötigen Napoleons, reist nach London, wird angenommen und steht sich zwei Tage später schon mit 25 Pfund Ausrichtungsgeld und einem Kontrakt auf 200 Pfund Jahresgehalt auf dem Wege nach Konstantinopel.

Khan macht nun den ganzen Feldzug mit, marschiert über Rußland, Sofia und Nisch nach Widdin, nimmt an den beiden Schlachten bei Plewna und den türkischen Niederlagen von Pellschat und Sowischa teil, erlebt die grauenvolle Verlagerung von Plewna, tritt noch rechtzeitig einen „Erholungsurlaub“ an und wird schließlich in den türkischen Kavalkadetruppen, die bei Erzerum operierten, beschäftigt.

Dieser englische Australier Khan, dessen medizinische Kenntnisse nicht über das Mittelmaß der damaligen ärztlichen Wissenschaft hinausgegangen zu sein scheinen, ist ein gutmütiger, behaglicher Geselle. Körperlich widerstandsfähig, gegen Gefahren im Schwitzen durchgeföhrt wurden und jetzt in einer deutschen Uebersetzung von H. von Nagler im Verlage von Robert Zug, Stuttgart, neu herausgegeben worden sind (unter dem zeitgemäßen Titel: „Mit den Türken gegen Rußland“), Freund und Feind gerecht zu werden. Er gehörte der Armees Osman Paschas an, der nach der geläufigen historischen Darstellung, durch seine Unfähigkeit das Wikingen des ganzen Feldzuges verschuldete. Im Frieden von San Stefano verlor die Türkei die Dobrudscha, Ostromellen, verschiedene kleinere Gebiete und verzichtete endgültig auf ihre Oberhoheit über Serbien, Bulgarien und Montenegro.

Das Große im Kleinen zu erkennen, den Geist der Zeit zusammenzufassen vor uns heranzubekommen, ist Khans Sache nicht. Aber er ist ein guter Beobachter des Einzelnen, und so gibt sein hingelauderter Bericht doch überraschende Einblicke in die Entschlüsseiten dieses Krieges, der ja zwischen damals noch mehr als heute halbbarbarischen Völkern: Russen, Serben, Bulgaren, kanakisierten Moslems geführt wurde. Man erachtet aber, wenn man erkennt, daß es auch im Weltkrieg von heute noch oft und oft genau so zugeht, wie im Türkenkrieg vor fast vierzig Jahren. Khan berichtet, wie sich die Türken zu Hunderten selbst die Fingerringe abhoben — sowohl die französischen wie die russischen Heeresleitung hat im Kriege 1914/15 sofort Erlasse gegen die Selbstverstümmelung veröffentlichten müssen; Khan er-

zählt von Leihentausch, von scheußlicher Leihentausch, von grauenhaften Taten der türkischen Irregulären (an deren offener Teilnahme am Kriege damals kein Mensch etwas auszusagen saß).

Eine Tragikomödie aber und später nichts mehr als eine Tragödie ist das ganze Sozialitätsweien. Wer von den türkischen Soldaten in den Verdacht gerät, zu simulieren, wird kurzerhand mit dem Stock verprügelt. Die Untersuchung von Kranken schildert Khan mit einer verblüffenden Rawität so:

„Unnötige Fragen stellte ich nicht. Der Reibe nach sagte ich zunächst zu jedem Mann ohne Unterschied: „Düsi mitişi!“ d. h.: „Strecke Deine Junge heraus!“ — Schien mir der Mann wirklich krank zu sein, dann rief ich gebieterisch: „Gotti araba!“ „Geh zum Wagen!“ D. h. ich erlaube ihm damit, während des Marsches auf dem Krankenwagen zu fahren. Sagte ich Zweifel an der Wirklichkeit des Unwohlseins, dann sagte ich barsch: „Gotti baloo!“ was bedeutet: „Fort zu Deiner Kompanie!“

Dieser vortreffliche türkische Stabsarzt nahm aber unbesümmert um so etwas, was wir jetzt „Gaager Konvention“ nennen, die Waffe selbst in die Hand und schloß und schlug drein! Er konnte deshalb auf eigenen Schauen erzählen, daß Osman Pascha persönlich unter Flächen die türkischen Soldaten mit dem Revolver in verächtliches Infanteriefeuer trieb. Interessant ist im Hinblick auf den heutigen Krieg der Schützengräben, die ausführliche Schilderung der schon ähnlich ausgebauten türkischen Erdwerke bei Plewna.

Khan ist aber Arzt und er tut — man gewinnt deutlich diesen Eindruck — im späteren Verlauf des Feldzuges rechtlich sein Bestes, um sein leidvolles Amt zu erfüllen. Er wird deshalb am wärmsten und anerkanntesten, wo er die ungläublichen Strapazen der Marsche in den rauen Balkangeenden und schließlich die haarsträubenden Zustände in dem belagerten Plewna schildert. Auf dem Marsch nach Plewna kamen von der 1700 Mann starken türkischen Vorhut nur noch 1300 vor der Stadt an. Die übrigen verendeten auf dem Marsch wie Tiere. „Wir hatten fast gar kein Wasser, dazu kam, daß die Fußsohlen vieler nur noch das rohe Fleisch zeigten.“ Khan verband sie mit Lumpen! — In dem ungeschlossenen Plewna mühen bald alle Seuchen: Typhus, typhöses Fieber, Lazarettbrand, Läuseplage. Medikamente und Verbandmittel sind mehr als knapp. Jeden Morgen, wenn ich nach dem Lazarett kam, war das erste, was meinen Blick begegnete, die Reihe am Eingange liegender Leichen der während der Nacht Gestorbenen.“ Khan rühmt den Selbsten, mit dem die Türken ihr Elend trugen, aber: „Selbst jetzt noch sehe ich mich in blutbesiedetem Hemd und Bekleidern... durch die dichten Reihen der jammervollen Gestalten mit den afscharbenen Gesichtern und den phantastisch bunten Verwundungen schreiten, sehe ich noch die Leichen geronnenen Blutes auf den Fellen, die dunklen Blutflecke an den weißgelblichen Wänden, die kleinen bergitterten Fenster, und höre das unterdrückte Wehnen, das leise Stöhnen und das wirre Gemurmel der Bedenden oder die Irrezreden der im Delirium Liegenden.“

Von diesen Nachtbildern mag ablenken, was Khan über die verschiedenen Völker, mit denen er während des Feldzuges zusammenkam, sagt, wie er über sie urteilt. Von den Engländern, die sich als Korze, Kriegsberichterstatier und Abenteuerer in den Kriegswirren herumtrieben, weiß er nichts Erfreuliches zu berichten. Auch die Russen haben ihm keinen angenehmen Eindruck hinterlassen. Dagegen spricht er freundlich von den Serben, noch mehr von den Bulgaren und vor allem von ihren schönen melancholischen und sittenstrengen Frauen. Er hatte auch Gelegenheit, zwei Bataillone ägyptischer Truppen zu beobachten, deren physische Körperbeschaffenheit und soldatische Eigenschaften ihm sehr unvorteilhaft von denen der Türken abzusprechen schienen. Uebrigens entwirft Khan von dem osmanischen Soldaten ein sehr sympathisches Bild. Vor dem Alkoholistat bewahre sie die strenge Vorschrift ihrer Religion und „umherzagt im Unglück, kluglos unter den fürchtbarsten Leiden, guten Mutes in jeder Lage, zeigten Offiziere und Gemeine während des ganzen Feldzuges den Charakter wahrer Helden.“

Wozu kochen wir unsere Speisen?

Von Dr. med. L. Reinhardt.

Alle Tiere, auch die höchsten Menschenaffen, verschleimen ihre Nahrung roh, nur der Mensch pflegt sie von einer gewissen Kulturstufe an gekocht zu genießen, bis auf die Frische, die er, wie schon seine tierischen Ahnen, roh isst. Woher mag dieser Unterschied kommen? Der wirkliche Grund hierfür ist erst in allerneuester Zeit von der Wissenschaft erkannt worden. Er besteht darin, daß der Ko-

„Sehen Sie sich doch,“ sagte er und half ihr sich hinsetzen. Sie schloß die Augen mit müdem Nachein und bewegte langsam die Lippen.

„Was denn?“ fragte er und beugte sich bekümmert über sie.

„Sagen Sie es!“ flüsterte sie und lächelte warm. Er richtete sich schnell auf:

„Adieu, gnädige Frau, Sie werden verstehen, daß ich mich entferne. Ich will unterwegs zum Totengraber hingehen und ihn bitten, sich Ihrer anzunehmen.“

„Nein, das sollen Sie nicht!“ rief sie, vor Wut zitternd, und sprang auf; ihre Stimme klang jetzt grob. „Sie haben mir mit Ihrer Falschheit doch nicht ganz das Leben geraubt, ich werd mich schon selber nach Hause schleppen. — Aber Sie sollten mir lieber helfen.“

Unschlüssig wandte er sich bei diesen Worten um. Doch als er sah, daß sie fest auf ihren Beinen stand, eilte er weiter. „Ja, laufen Sie nur feige davon, und lassen Sie das Opfer Ihrer schmutzigen Gefinnung liegen, falscher Verführer Sie!“ schrie sie aufgebracht und sank schluchzend auf die Bank hin. Die Schimpfworte trofen ihr auf den Rücken, und er lief förmlich durch den Kirchhof.

Erst als er schon weit auf dem Wege war, mähtigte er seinen Gang. Seine Erregung begann zu verfliegen, und er sagte sich, wie sinnlos sein Zorn sei — sie war ja ihrer selbst nicht mächtig. Ekelhaft war es, entschuldigend ekelhaft; und doch: diese Frau, die so abstoßend gemein und bis ins Niedrigkomische entstellt war, wie recht hatte sie doch! So führte das Leben seine Tragödien auf; darum rührten sie niemanden, sondern brachten die Leute höchstens zum Lachen. Wenn das größte Unglück seine Grimassen schnitt, so nannte die Welt es Komik und schüttelte sich vor Lachen.

Und wenn er sich nun vor der tiefen Tragödie beugte und dieser Frau teilnehmend die Hand reichte, so würde sie sich daran klammern und versuchen, ihn mit sich ins Unglück hinabzuziehen.

Er sann auf einen Ausweg, ihr zu zeigen, daß er die Sache vernünftig ansah und keinen Groll gegen sie hegte. Und er gelangte zu dem Resultat, daß er am Abend ans Schiff gehen und ihr Adieu sagen wolle. Dort, in Gegenwart der vielen Menschen, würde sie wohl kaum einen Skandal heraufbeschwören.

Doch als er nach Hause kam, reichte ihm seine Wirtin ein

Briefchen, das kochen von einem Knaben gebracht worden war. Es lautete:

„Ich reise heute abend um sechshalb Uhr mit dem Dampfer nach Kopenhagen. Begleiten Sie mich, dann weiß ich Bescheid. Wo soll ich sonst meine Schwande verbergen, ich, die sich mehr entblöht hat, als ein Weib tun darf.“

Der Brief war mit keinem Namen unterzeichnet, das fiel ihm auf. Die früheren Briefe hatte sie immer mit ihrem Namen unterschrieben, aber die waren nicht so gravierend offen gewesen. War sie wirklich so vorsichtig-berechnend, in all ihrer Berrücktheit?

Redensfalls sah er die Sache jetzt mit ganz andern Augen an. Diese Frau erschien ihm schamlos zudringlich, und mit Elbe vor Augen war es ihm unmöglich, wieder das frühere Gefühl von Mitleid in sich wachzurufen. Wenn er Elbe mit dem Arm umschlang und dabei an das wahnsinnige Fliehen der Frau Sörensen dachte, dann empfand er wohl eher eine Art Triumph. Und Freude darüber, daß zwei Frauen ihn anbeteten und bereit waren, um seinetwillen Leben, Glück und Ehre über Bord zu werfen.

Eines Morgens, wenige Tage nach Frau Sörensens Abreise, machten der Wirt des Abstinenzheimis und die einfüllige Stime in der Schenkstube rein. Es war mildes Oktoberwetter, und die Fenster standen nach beiden Seiten offen. Stime legte den Fußboden mit feuchtem Sägemehl und schüttete frischen Sand in die Spucknapfe. Bei der Arbeit schwachte sie in unartikulierten Lauten stoßweise mit sich und lachte dazwischen trocken; Herr Sörensen selber wischte mit einem Staublappen die Säden im Fußte ab. Er war morgenmatt und nicht recht ausgeschlafen, hin und wieder setzte er sich auf den Schenktisch, um auszuruhen, und verfolgte Stimes Arbeit.

Das Frauenzimmer gedieh gut, aber sie hatte es für einen Dienstboten ja auch wie im Himmel! Der Appetit ließ nichts zu wünschen übrig, und dann kam ja hinzu, daß der Kopf nichts verzehrte, so daß der Leib das Ganze aufnehmen konnte. Das war doch wirklich ein Vorteil für so einen Arbeitsmenschen! Wahrscheinlich, vor Korpuslung konnte sie sich bald nicht mehr büden; in den letzten Tagen hatte ihr Bauch ja fürchterlich zugenommen, und vorn auf ihren Kleidern trat ein kleiner runder Fettsack hervor, weil an dem Bauch überall etwas hängen blieb. Es war doch zu toll; ob sie sich

Ueberfluß.

49]

Von Martin Andersen Nexé.

„Lassen Sie mich doch los!“ Post herrschte er sie an und riß sie weg.

Ihr Gesicht wechselte zwischen Angst und Fliehen, sie war ganz zusammengesunken, so daß sie zu ihm aufblicken konnte: „Ach, ach! Aber das ist doch das edelste Verhältnis zwischen zwei Menschen, wenn gar nichts Sinnliches mit im Spiele ist, sondern nur Verhältnis. So ist es! So ist es!“ Ihr Mund strebte weit vor, sie weinte die Worte beinahe hinaus. „Das kann so schön sein, und man kann sich für einander aufopfern und es so gut zusammen haben. Und — und — o, nein, nein!“ Sie schüttelte den Kopf und sah ihn mit mannigfach zusammengesetztem Ausdruck an.

„Aber Sie sind ja krank,“ sagte er, unangenehm berührt, und suchte ihre Hände von seinem Ueberzieher zu entfernen. „Ja ja ja — ich bin krank! Aber so haben Sie doch Mitleid mit mir und treten Sie mich tot! Sehen Sie doch nicht so von einer Kranken fort, hören Sie! Ich werde ja nur aquakt.“ Er entzog sich ihr, indem er rückwärts ging, aber sie schleppte sich auf den Knien hinter ihm her und ließ seinen Mantel nicht los.

„Aber so sagen Sie der armen Kranken doch ein liebevolles Wort! Was kann das Ihnen schaden? Sie hassen mich doch wohl nicht?“

„Nein, gewiß nicht, aber Sie müssen mich loslassen und aufstehen — es könnte jemand kommen.“

„Ja, ich werde schon. Aber wenn Sie mich nicht hassen, so sagen Sie — sagen Sie, daß Sie mich lieben. Es kann Ihnen doch keinen Schaden bringen, Mitleid zu zeigen, und Sie sollen mich nie mehr sehen, nie mehr.“

„Stehen Sie auf!“ sagte er befehlend.

„Ja ja, ich will alles tun, worum Sie mich bitten.“ Sie schleppte sich die paar Schritte zu einer Bank hin, richtete sich wie ein Krüppel daran auf und hielt sich fest; ihr Blick hing die ganze Zeit bittend an ihm.

„Sind Sie krank?“ fragte er mit leichtem Schander in der Stimme.

„Die Beine sind's,“ erwiderte sie und lächelte leidend. „manchmal sind sie so sonderbar und wollen mich nicht tragen. Aber das hat nichts zu sagen.“ Es kostete sie offenbar Mühe, sich aufrechtzuhalten; sie sah bleich aus.

menschen nach einem etwa vom Nix entzündeten Bräuebrand die Erhaltung machte, daß vom Feuer verbrannte, mehr oder weniger gebratene oder verbrannte Tiere durch diese Umwandlung sich auf-fallend lange erhielten, ohne in Fäulnis überzugehen. Solch ange-brannte Tiere wird er nun verspeist haben, ohne allerdings zu fin-den, daß sie in diesem Zustande schmackhafter geworden wären. Diese Beobachtung machte sich der Urnenfisch junger und brütet den Ueber-schuss des von ihm erbeuteten Fleisches, den er nicht zu bewältigen vermochte, um es vor der Fäulnis zu schützen und für die kommen-den Tage zu konservieren. So ziehen heute noch zahlreiche Natur-völker der Tropen mehrere Tage auf die Jagd und den Fischfang aus, um die von ihnen gemachte Beute durch Braten konserviert heimzubringen. Ohne dieses Hilfsmittel vermöchten sie nicht das im warmen Klima so rasch verderbende Fleisch in einem noch eh-baren Zustande nach Hause zu bringen.

Erst später gewöhnte sich der Mensch, auch frisches Fleisch wenigi-gens anzuschmoren, bevor er es verzehrte. Dabei braunte sich der Braten durch leichte Verkohlung der äußersten Schicht, erhielt aber zugleich auch einen nicht unangenehmen Geruch durch eine Zer-setzung der Fette. Am letzteren war es ihm aber nicht zu tun. Auch würgte er das Fleisch in seiner Weise mit Salz oder würzigen Blättern. Dies war erst der vorerwähnten Kochkunst hochkultivierter Völker vorbehalten, die das Fleisch am Spieß oder in einem Topf brätet und eine würzige, den Appetit anregende Sauce dazu erfand. Ebenfalls wird durch diese pikante Zubereitung nur der Appetit nach Fleisch gesteigert und nicht die Verdaulichkeit des Fleisches er-höhrt. Gefochtes oder gebratenes Fleisch ist stets weniger leicht ver-daulich als rohes, und da es Nährsalze, vor allem Kalziumsalze genug enthält, so besteht auch kein Bedürfnis, das Fleisch gesalzen zu ver-speisen. Kein reines Kernmehl der Erde geniest Salz zu Fleisch; wohl aber verspeisen fast alle einen Teil der Knochen der Weidetiere gemäß dem instinktiven Bedürfnis, die hohe Kalziumart des Fleisches durch das Kneten der Knochen aufzuheben und wettzu-machen.

Wichtiger als für das Fleisch ist das Kochen für die pflanz-lichen Nahrungsmittel, indem durch das Aufquellen der Zellen in-folge ihres reichen Stärkegehalts die Zellstoffhüllen zerrissen werden und dadurch ihr Inhalt den Verdauungssäften leichter zugänglich gemacht wird. So nützt der Mensch im Gegensatz zum pflanzen-fressenden Tier eine an Holzfasern reiche Nahrung besser aus, wenn sie zuvor gekocht wurde. Infolgedessen gewöhnte er sich, nachdem er durch die Erfindung der Topferei in den Besitz von Tongeschirr ge-kommen war, die Gemüse mit Zusatz von Wasser in ihrem eigenen Saft zu dämpfen und durch Zugabe von Kochsalz und allerlei pflanzlichen Gewürzen schmackhafter und zugleich beförmlicher zu machen. Alle Pflanzenpeise ist nämlich kalorienreich und entzieht des-halb dem Körper eine bestimmte Menge Kalorien, die instinktiv durch Genuß von Chlorhydrat, d. h. Kochsalz, eingeführt wird, um den Verlust zu ersetzen. Daher kommt es, daß alle Pflanzenstreufrüchte ledig-lich nach Kochsalz und beim Menschen mit der Einführung des Haus-haues auch der Handel mit Kochsalz aufkam. So ist heute noch das Bedürfnis nach Kochsalz bei allen ackerbaureibenden Menschheits-stämmen ein sehr großes, das sie in offenkundigen Gegenständen wie den Jägerhäuten, die keinerlei Begehr nach Kochsalz empfinden. Beim Kochen machte der Mensch mit der Zeit die Erfahrung, daß hartes, d. h. an Kalk und Magnesia reiches Wasser darin gelöste Kalksalzfrüchte nicht weich werden läßt. Dies kommt daher, daß bei diesen, wie Erbsen, Linzen, Bohnen, ein dicht unter der Schale lie-gender Stoff, das Legumin, mit Kalk das vollkommen unlösliche Kalziumleguminat bildet. Solchem Wasser nimmt man die Härte, d. h. den Kalkgehalt, durch Hinzufügen von etwas doppeltkohlensaurem Natron, wobei der Kalk als kohlensaure Verbindung niedergeschla-gen und unschädlich gemacht wird. Werden Zuckerfrüchte in hartem Wasser eingemacht, so scheiden sich, allerdings oft erst nach längerer Zeit, in den Früchten längliche Kristalle von Zuckerkalk (Kalzium-saccharat) aus, welche beim Genußen solcher auf der Zunge einen etwas sandigen Geschmack verursachen.

Die Eiweißstoffe gerinnen augenblicklich im kochenden Wasser; deshalb soll man Schwell- oder Suppenfleisch niemals mit kaltem Wasser ansetzen, sondern gleich in kochendes legen, damit die äußerste Schicht sofort gerinne und in der Folge den Fleischsaft nicht austreten lasse. So erhält man eine gute Suppe und zugleich ein saftiges Stück Suppenfleisch, das besser schmeckt und deshalb auch von den Verdauungsorganen besser ausgenützt wird als durch Zügen in kaltes Wasser, durch Austreten des fleischsaftigen geschmack-los und sahe gewordenen Fleisches. Kaltes oder laues Wasser zieht die Nährsalze und die im Fleischsaft gelösten Eiweißstoffe aus, die dann beim späteren Kochen des Wassers gerinnen und als unan-nehmlicher Schaum trotz ihres hohen Nährwertes beiseite geworfen werden. Ein solcher Eiweißverlust findet nicht statt, wenn das Fleisch sofort in heißes Wasser gebracht wird.

Die Fleischbrühe ist durchaus nicht nahrhaft, sondern nur ein heimlich außer den Mahlzeiten mästete? Er wollte doch ein Auge auf die Speisekammer haben; es kam wohl daher, weil seine Hausfrau im Hause war, — obschon das ja in diesem Falle keinen Unterschied ausmachte.

Sörensen fühlte sich müde und träge. Der Morgenkaffee hatte ihn nicht besonders erfrischt, obwohl er ihn selber zu-berbeitete und mit den Bohnen nicht sparte. Liebevoll ließ er den Blick über die wohlgeordneten Flaschen und Gläser des Büfettts gleiten, aber da war nichts, was ihm helfen konnte; wenn er die Wahrheit sagen sollte, so erschienen ihm alle die verschiedenen Getränke, die das Büfett enthielt, in diesem Augenblick wie Kindernahrung — wie Mäckermilch, wie der Kandidat sich einmal in der Betrunktheit ausgedrückt hatte. Sörensen grinst ein wenig hämisch, ertappte sich aber dabei. Nun, gut waren sie doch, sie hatten ihre Probe bestanden, und er würde der letzte sein, sie zu verachten. In diesen Tagen sollten sie auf den Markt geworfen werden. „Delikatia, Gesundheitsgetränke aus P. Sörensens Fa-briken“ — das klang doch nach etwas! „P. Sörensen und Sohn“ hätte sich noch besser gemacht, aber mit Age ließ sich in dieser Frage nichts anfangen, es fehlte ihm da an etwas. „Ja ja, es ist wohl nicht das erste Handelshaus, in dem der Sohn, offen gesagt, aus der Art schlägt.“ dachte Sörensen mit einem Seufzer und ging zu dem Tabakstisch hin, nahm eine kleine Handvoll Tabakstiche und steckte sie in den Mund an die Wange.

Und was in den letzten paar Jahren der Kaffee nicht vermocht hatte, wozu Kautabak und feuchte, zerfaute Zigarren-stummel nicht mehr imstande waren, das besorgte diese kleine Handvoll Bodensatz, dieser Ueberrest von Asche und saurem Tabak, der aus den Pfeifenröhre begossen worden war: ihm wurde warm und sicher zumut, er fühlte die Kräfte in sich wachsen und empfand, daß er sie in der Gewalt hatte; sein Blut löste sich und trieb das Behagen durch den ganzen Körper hindurch.

Er ging in der Stenoküche auf und ab und arbeitete einen Katalog über seine Fabrikate aus, den er mit vielen Attributen schmückte, während er mit dem Fuße den Sand, der Abgumpen bildete, verteilte. Er trug Ledervantoffeln aus abgeknittenen Stiefeln und war in Hemdärmeln; die Daunen hingen im Kermelausschnitt der Weste, und der Bauch schob sich weit vor.

Fußsiefri — nein, das ging nicht an! Aber fil-triert und rektifiziert, das ließ sich beides gut ver-wenden. Und moussierend war großartig — nicht zu reden von sec und doux — — — und? — — — Offen ge-standen, wußte er nicht, was mit diesem Worte gemeint war, aber es machte sich gut höheren Orts. Das mußte mit!

Anregungsmittel, das bei danieherkendem Appetit die Absonde-rung der Verdauungssäfte anregt. Ein mit gelöstem Fleischextrakt oder Fleischbrühe genährter Hund stirbt viel schneller als ein Hund, der gar nichts zu fressen bekommt, weil jener durch das Anregungs-mittel den Hunger nicht spürt, sich viel bewegt und dadurch vor dem infolge Hunger ruhendem seine Kräfte aufbraucht. Andererseits ist infolge Hunger ruhendem seine Kräfte aufbraucht. Andererseits ist selbst das ausgefottene, geschmacklose Suppenfleisch gerade so nahrhaft als der geschmackvollste Braten. Wer aber klug handelt, sorgt dafür, daß diesem kostbaren Fleisch durch Braten in kochendes Wasser auch seine Schmackhaftigkeit bewahrt bleibt. Beim Braten des Fleisches findet von selbst durch die Dampfwirkung eine Ge-rüstung der äußersten Schichten statt, wodurch der Fleischsaft zu-rückgehalten wird. Dabei kann man das Fleisch gar braten, ohne daß die tote Fleischschicht zerfällt und wird in ein unan-nehmliches Gerausch übergeht. Dies geschieht bei der englischen Zu-berbeitungsweise von Vistets und ist sehr empfehlenswert, nicht nur weil es recht appetitlich aussieht, sondern auch weil sich die Eiweiß-körper in einem kaum veränderten, sehr leichtverdaulichen Zustande befinden. Doch sollte niemals frischgeschlachtetes Fleisch zum Kochen oder Braten verwendet werden, da solches sich wie Gummi verhält, wenig schmackhaft und schwer verdaulich ist. Erst wenn es recht „abgehängt“ ist, was bei Kälte im Winter längere Zeit in Anspruch nimmt als im warmen Sommer, ist es gut zubereitbar und schmackhaft geworden, gleichzeitig auch viel leichter verdaulich, indem durch die leichte Milchsäuregärung der Totenstarre die ein-zelnen Fleischfasern gelockert und der Einwirkung der Verdauungs-säfte zugänglich geworden sind.

Noch mehr als beim Fleisch kommt es bei den Gemüsen darauf an, daß die beim Schwellen aus ihnen ausgelaugten Nährsalze, die ihre Geschmackhaftigkeit und damit zugleich auch ihre Leichtverdaulichkeit bedingen, nicht unnötig verloren gehen. Sie müssen des-halb, wenn immer möglich, in ihrem eigenen Saft gedünstet werden, wodurch sie erst ihre volle Nährkraft entfalten. Die auf der primitiven Handmühle, d. h. zwei Steinen, zerquetschten Körner der Getreidefrüchte hat der Mensch ebenfalls nach Gewinnung von irde-nem Geschirr mit Wasser und Salz — oft auch mit geschmack-reichen anderen Samen, wie Kohn, Kümmele, Fenchel, Anis usw. — gekocht, um sie durch das Aufquellenlassen der Stärke schmackhafter und verdaulicher zu machen. Gleicherweise behandelte er mehlreiche Wurzeln und Knollen. So bildete sich an diesen zuerst eine eigent-liche Kostkunst aus. Einmal in größerer Menge übrig gelassenen Mehlbrei aber suchte der Mensch ebenfalls durch „Braten“ haltbar zu machen. Durch Zugabe von weitemer Mehl dieser gemacht, wurde er zu dünnen Fladen ausgebreitet, die er in heißer Asche oder auf heißgemachten Steinen brätet. So entstand das „Brot“, das ja das „Gebratene“ heißt. Solches Uebrot war aber entweder steinhart oder dreißig weich, je nach dem Grade des Bratens, stets aber gleichförmig dicht und somit für die Verdauungssäfte wenig zugänglich. Lufthaltiges, schwammiges und somit leichter verdaulich, auch schmackhafteres Brot erhielt der Mensch erst durch Zu-satz von Hefe, wozu noch die alten Ägypter — zweifellos die Er-finder des getriebenen Brotes — vergorenen Weimost nahmen. Auch Bierreste aus gekautem Brot dienten in frühgeschichtlicher Zeit vielfach zur Herstellung von getriebenem Brot, später auch Sauer-teig, wie er heute noch besonders in bäuerlichen Kreisen verwendet wird. Indem die darin enthaltenen Hefepilze einen kleinen Teil der Stärke verzudern und diesen Zucker dann in Kohlenhydrate und Alkohol spalten, wird durch die Kohlenhydrate der mit Bierhese oder Sauerteig versetzte Mehlteig durch die Entstehung zahlreicher Gas-blasen luftig und damit beim späteren Baden leichter durch und durch zu braten. Auch die Pödpulver, die aus Weinstein (saurem weinfaurem Kalk) und doppeltkohlensaurem Natron bestehen, lassen Kohlenhydrate freier werden, die den Teig „treiben“ und des-halb leichter verdaulich machen. Die dunklere Brotkruste entsteht durch Umwandlung der Stärke in Dextrin, eine Vorstufe von Zucker.

### Kleines Feuilleton. Viktor Hugo über Deutschland.

Viktor Hugos Werk über Shakespeare enthält über Deutschland die folgenden Sätze, die die „Nrn. Jtg.“ auszugsweise abdruckt: „Deutschland ist das Indien des Abendlandes. Alles hat Raum darin und ist darin enthalten und vorhanden. Karl den Großen teilt es mit Frankreich, Shakespeare mit England. Es hat einen Olymp — die Wolballe. Es wollte eine eigene Schrift haben, Ufilas schaut sie, und die gotische (deutsche) Schrift steht nun ebenbürtig neben der arabischen. Der Anfangsbuchstabe eines Missales ist so phantastisch wie die Unterirdik eines Kalkens. Deutschland erfand wie China den Buchdruck. Nach dem Tempel von Lausana, den Germanen zerschützte, laute es den Kölner Dom. Deutsch-land ist die Großmutter unserer französischen Geschichte und die Urmutter unserer Legenden. Von allen Seiten her, vom Rhein und von der Donau, von der Nahe und von Lothringen, durch alle alten Volkslieder, durch die Minnesänger, kommen ihm das Märchen und die Sage zu, diese Traumformen, und geben in seinen Geist über. Gleichzeitig rinnen und strömen die Sprachen von ihm, im Norden die schwedische und die dänische, im Westen die holländische und die flämische; die deutsche Sprache schreitet über den Kanal und wird die englische. Nach den Geistesarten hat der deutsche Genius andere Grenzen als das deutsche Land. Manches Volk, das der deutschen Kraft widersteht, unterwirft sich dem deutschen Geiste. Was es nicht unterwirft, nimmt es in sich auf. Die deutsche Natur verflüchtigt sich gleichsam und schwebt über den Nationen. Der deutsche Geist ist wie eine unermessliche Geistwolke, durch welche Sterne glänzen. Der höchste Ausdruck Deutschlands aber kann vielleicht nur durch die Musik gegeben werden. Die Musik eben wegen ihres Mangels an Bestimmtheit — in diesem Falle ein Vorzug — reicht so weit, als der deutsche Geist reicht. Wenn der deutsche Geist so viel Dichtigkeit als Ausdehnung hätte, d. h. so viel Wille als Fähigkeit, könnte er in einem gegebenen Augenblick das Menschengeschlecht erbeben und ertreten. Jedenfalls ist er, so wie er ist, groß und erhaben. In der Poesie hat er sein letztes Wort noch nicht gesprochen; der große, der eigentliche und definitive Dichter Deutschlands wird notwendig ein Dichter der Humanität, des Entschlusses und der Freiheit sein. Die Musik ist, man gestatte dies Wort, der Duft der Kunst. Sie verhält sich zu der Poesie wie das Träumen zum Denken, wie der Ozean der Wolken zum Ozean der Bogen. Die Musik ist das Wort Deutschlands. Das deutsche Volk, so gedrückt als Volk, so frei als Denker, singt mit leidenschaftlicher Liebe. Singen ist ein gewisses Sichfreimachen. Was man nicht aussprechen und doch nicht verschweigen kann, das drückt die Musik aus. So ist denn auch ganz Deutschland Musik, bis es Freiheit sein wird. Der Choral Luthers ist gewissermaßen eine Marienklause. Ueberall gibt es Gesangsfränschen, Liedertafeln, Gesangsvereine. Die Liedermusik — Schuberts Erlösung ist die größte darunter — ist ein Teil des deutschen Lebens. Der Gesang ist für Deutschland ein Atem. Da nun die Note die Silbe einer Art Universal-sprache ist, so setzt sich Deutschland mit der Welt und dem Menschengeschlecht durch die Harmonie in Verbindung, und das ist ein bewundernswürdiger Anfang der Einheit und Einigung. Aus dem Meere steigen die Wollen, welche im Regen die Erde befruchten, aus Deutschland kommt die Musik, welche die Herzen bewegt. So kann man sagen: die größten Dichter Deutschlands sind seine Komponisten, seine Wunderfamilie, an deren Spitze Beet-hoven steht.“

### Weihnachten in Japan.

Aus Amsterdam, 22. d. M., wird der „Nrn. Jtg.“ berichtet: Das jetzt eingetroffene „Soerabaya Handelsblatt“ schreibt über das Weihnachtsfest der deutschen Gefangenen in Japan: Das japanische Komitee der christlichen Jünglingsvereinigungen hat dafür gesorgt, daß Christbäume genau so wie in Deutschland an alle deutschen Kriegsgefangenen geschickt wurden, die sich auf japanischem Gebiet befinden. Der Plan ging von einem Japaner aus, der einige

Jahre in Deutschland studiert hatte. Er wußte, wie sehr die deut-schen ihr Weihnachtsfest lieben und wie sehr sie gerade an den Weihnachtstagen mehr Heimweh nach ihrem Vaterlande fühlen als sonst. Der Plan wurde sofort gebilligt und ausgeführt.

Der echte Taubenbaum, „No ni“ genannt, wächst überall im Norden in den kalten Distrikten Japans; Dr. Sato, der dort wohnt und der ebenfalls in Deutschland studiert und in Halle promoviert hat, bot sich an, eine Anzahl Bäume aus den Bergen zu holen. In Gemeinschaft mit Prof. Würfel zog er im Schneesturm aus und fand 52 schön gebildete Bäume, die dem Zweck entsprachen. Mit den Holzschlägern arbeiteten sie den ganzen Tag zusammen, bis es dunkel wurde. Es glückte ihnen nur mit Mühe, wieder über die Bergströme zurückzukehren. Als die Holzschläger vernahmen, wo-für die Bäume bestimmt waren, die sie sählten, arbeiteten sie weiter, ohne ein Wort zu sagen, obgleich ihre Hände steif vor Kälte waren, und sie nahmen nur eine ganz kleine Vergütung für die ver-brachte Zeit an. Der Eigentümer des Waldes wollte überhaupt zuerst keinerlei Vergütung annehmen, und schließlich forderte er für die Bäume fünf Yen. Die Eisenbahn transportierte diese Bäume unentgeltlich und sorgte überdies noch dafür, daß sie be-sonders schnell transportiert wurden, damit sie beizeiten ihr Ziel erreichen konnten. Der schönste Baum wurde für den Komman-danten Meyer-Waldes ausgesucht und nach Jukuoka geschickt, wo er gefangen ist. Außer den Bäumen schickte die christliche Jüng-lingsvereinigung noch 2500 Karten, 50 000 Bogen Papier mit einem Glückwunsch und 1500 Kuberts. Die amerikanischen Bibelvereinigun-gen ließ eine besondere deutsche Ausgabe des Neuen Testaments drucken, wovon 8000 Exemplare unter die Gefangenen verteilt wurden. Alles geschah in kürzester Zeit und in aller Stille; aber alle Ja-paner, die davon hörten, freuten sich herzlich über die Tatsache, daß wenigstens in Japan auf christliche Weise Gattfreiheit und Liebe für den Feind gezeigt wurde.

### Notizen.

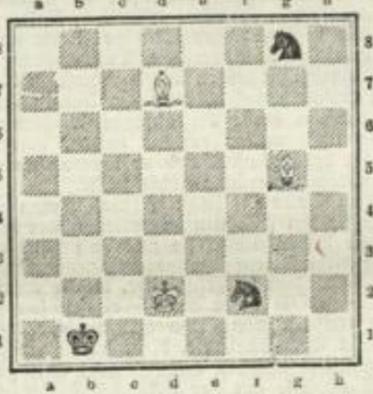
— Kunstabend. Am dem Wendeklohn-Abend, der am Sonntag, den 28. Februar, 8 1/2 Uhr, im Schiller-Saal, Char-lottenburg, stattfindet, werden Eufriede Müller und Richard Roennede singen, für Klavier-Solo ist Erna Klein gewonnen, Max Rodern spielt zwei Sätze aus dem Violinsonata.

— Die Arbeiterbibliothekare von Groß-Berlin halten ihre nächste Konferenz am Montag, den 1. März, abends 8 1/2 Uhr, Lindenstr. 3, IV. Hof rechts 3 Treppen, ab. Leo Keiten-berg referiert über „die Kallliteratur in der Arbeiterbibliothek“.

— Ueber den Einfluß des Krieges. Die Redaktion der Moskauer liberalen Professorenzeitung „Nuzhija Bedomosti“ wendet sich an die Leser des Blattes in der Provinz, besonders auf dem platten Lande, mit 12 Fragen, um festzustellen, welchen Einfluß der Krieg im Leben der Bauernschaft ausübt. Die gestellten Fragen beziehen sich auf die wirtschaftlichen Verhältnisse der Eingezogenen, die kulturellen und geistigen Einwirkungen. Das Ergebnis der Um-frage dürfte u. a. im Hinblick auf die Feststellung der Wirkung des Alkoholverbotes von großem Interesse sein.

### Schach.

Z. Brown.



Weiß am Zuge gewinnt.

Lösung:

(unvollständiger Text) Diese Position wurde zur Illustration der Ueberlegenheit des Läufers über den Springer konstruiert. 2 Springer könnten näm-lich nicht in solcher Weise 2 Läufer erobern und, wenn schon, auch dann nicht mehr Matt setzen. Für die Läufer tritt am meisten Dr. Zarroich ein. Wir selbst möchten keine theoretische Vorliebe weder für L noch für S empfehlen, sondern raten, sich immer nach der jeweils ge-gebenen Position zu richten.

Am 6. Februar brachten wir eine Heidelberger Beratungspartei zwischen einem Meister (Schwarz) und Verbündeten (Weiß). Mit der-selben Variante wurden zu Untersuchungs-zwecken noch zwei Bedach-terpartien veranstaltet, von denen wir einstweilen die erste nachstehend bekannt geben.

### Espanisch.

- 1. e2-e4, e7-e5; 2. Sg1-f3, Sd8-c6.
- 3. Lf1-b5 Lf8-b4
- 4. c2-c3
- Über 4. a4, La5; 5. b4, Lb6; 6. Lb2, d6; 7. d4, ed; 8. Sx4d4, Df6; 9. Le3, Sg7; 10. Sd5, Dg5; 11. LxSt, SxL; 12. Sxg7f, Kf5; 13. Sc6f, LxS; 14. LxT, Dxg2; 15. Ka2, LxT:c. Eher zum Vorteil von Schwarz.
- 4. .... Lb4-a5
- 5. Dd1-a4

In der anderen Partie, die wir noch bringen werden, gewann hier Weiß mit 5. 0-0, Sg7f; 6. b4, Lb4; 7. LxS, SxL; 8. b5, Sa5; 9. Sx05 einen Bauer.

5. .... La5-b6

6. d2-d4 e5xd4

7. c8xd4 a7-a6

8. Sb1-c3

Dies ist die Veränderung, die von den Verbündeten hineingebracht worden ist. Wegen 8. 0-0 (um La5 zu parieren) ließe unsere Spalte vom 6. Barieren. Es folgte dort: 8. ... La7; 9. Le2 und Schwarz gelangte zum wichtigen Verbindungszuge 9. ... d7-d5, was Weiß nunmehr mit dem Zugzuge zu verhindern suchte.

8. .... Lb6-a7

9. Lb5-e2

La3 würde nach b7-b5 den B d4 einbüßen.

9. .... b7-b5

10. Da4-d1 d7-d5!

Läßt Schwarz d4-d5 zu, so wird er, wegen der Schwächung der Bauern der Damenreihe und im Zentrum, dauernd schlechter stehen.

11. Sc8xd5

- 11. .... Le8-e6
- 12. a2-a4
- Der Bauer ist nicht zu halten ge-nommen. In Betracht kam auch 12. Sx07, DxS; 13. d5, Td5; 14. Dc2, Lx4d5; 15. e4d5, Tx4d5; 16. Lf4, Dd7:c. Ein erhaltlicher Vorteil ist jedoch hiermit nicht ver-bunden.
- 12. .... Le6xd5
- 13. e4xd5 Dd8xd5
- 14. a4xb5 a6xb5
- 15. Le1-f4
- Über 15. 0-0, Sd5 nebst 0-0. Oder 15. Dd3, Tb8; 16. Lf4, Tb7:c.
- 15. .... Sg8-e7
- 16. Lf4xc7 0-0
- 17. 0-0 Se7-f5
- 18. Le7-e5 Sf5xd4
- 19. Le3xd4 Sc5xd4
- 20. Sf3xd4 Dd5xd4
- 21. Le2xb5 Dd4xb2
- 22. lb5-d3 g7-g6
- 23. Dd1-f3
- Die Partie war ausgeglichen. Der Zugzug gibt zu einer eleganten Kom-bination Gelegenheit.
- 23. .... La7xf2
- 24. Df3xf2 Dd2xa1!
- 25. Tf1xa1 Ta8xa1
- 26. Ld3-f1 Tf8-d8
- 27. h2-h3?
- Besser 27. Dd6, Td1; 28. Dd7, Kc7; 29. Dc5f nebst event. ewigem Schach.
- 27. .... Td8-d1
- 28. Kc1-h2 Td1xf1
- 29. Df2-e3 h7-h5
- 30. h3-h4 Ta1-a2

(nur wegen vorgerückter Stunde. Schwarz hat große Gewinnchancen.)